

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Band:** 34 (1992)  
**Artikel:** Süsse Beeren und ihre Namen  
**Autor:** Schorta, Andrea  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-971900>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Süsse Beeren und ihre Namen

Von Andrea Schorta

Zeichnungen von Toni Nigg

Das Verlangen nach Süßem begleitet alle Menschen vom Kind bis zum Greise. Es zu stillen löst ein Gefühl aus, das Kindergesichter glückstrahlend machen kann. Wie sehr wir das Süße als das Begehrenswerteste schätzen, verrät uns schon die Sprache, steht ja *süß* als Metapher für alles, was wir lieben und anbeten. So sprechen wir nicht nur von süßen Speisen, süßem Wein, sondern wir lieben auch ein süßes Kind. Ist es am Inn geboren, so besingt es einmal seine *favella dutscha lamma*, «seine süße, weiche Sprache». Unsere unter Pinien und Palmen Schatten suchenden südlichen Nachbarn, geben sich gern dem *dolce far niente*, dem «süßen Nichtstun», hin und träumen dabei von der *dolce vita*. Der Franzose meint mit seinem konkreten «*Irma la douce*» dasselbe. Süß ist aber für ihn auch sein geliebtes Frankreich, *la douce France*. Die kriegerischen Römer folgten der Devise: *Dulce et decorum est pro patria mori*, «fürs Vaterland zu sterben ist süß und ehrenhaft».

Das Verlangen nach Süßem wird heute in erster Linie mit Zucker gestillt. Zucker und gezuckerte Lebens- und Genussmittel sind so im Überfluss vorhanden, dass von einem eigentlichen Zuckermangel oder gar die Gesundheit schwächenden Zuckermangel nicht mehr die Rede sein kann, umsoweniger als auch das Angebot an mehr oder weniger süßen Früchten jahrein jahraus gross ist.

Im antiken Rätien aber spielte das einheimische Obst zweifellos eine sehr bescheidene Rolle. Die zunehmende Bedeutung des Obst-

baus im europäischen Raum nördlich der Alpen vom indogermanischen Altertum bis ins Mittelalter ist schon im letzten Jahrhundert intensiv erforscht worden. Wir wissen heute dank der archäologischen Botanik, die sich weitgehend auf die durch Ausgrabungen auf antiken Siedlungsplätzen zutage geförderten pflanzlichen Relikte abstützt, dass die vorrömischen Völker unserer Breiten den Apfelbaum und wahrscheinlich auch die Pflaume bereits kannten. Ob aber diese Obstsorten auch hier wie in den Mittelmeerländern als autochthon (gleichsam als urheimatberechtigt) angesehen werden dürfen, ist nicht ganz sicher. Der deutsche Name *Apfel* mit verwandten Formen im Keltischen, Baltischen usw. spricht dafür. Schon bei der Birne versagen sprachliche Kriterien, denn lateinisch *pirus*, woraus deutsch *Birne*, kann einen altgermanischen Namen überdeckt haben. Dagegen besagen z. B. *Pfirsich*, lat. *persicus* Herkunft aus Persien völlig überzeugend. Sicher aus Kleinasien stammt die *Zwetschge*, deren deutsches Wort aus lat. (*prunus*) *damasca* «Pflaume aus Damaskus» herzuleiten ist. Kleinasien ist auch die Heimat der *Aprikose*, ital. *albicocca*, franz. *abricot* aus lat. (*persica*) *praecocia* «Frühpfirsich». Kleinasiatische Herkunft vermutet man auch für die *Kirsche*, lat. *cerasus*, *cerasia*, griech. *kerasion*, und schliesslich sind auch die Namen *Orange* oder besser deutsch *Apfelsine* beredete Zeugen für aussereuropäische Urheimat. Das aus dem Französischen entlehnte *Orange* geht nämlich auf arabisch *naranġ* und

dieses auf persisch *naring* zurück, während Apfelsine nichts anderes als eine hybride, d. h. eine zwitterhafte Form des alten franz. *pomme de Sine* «Apfel aus China» ist. Im romanischen Idiom von Ftan erhielt sich dafür *la falsin*. Dieses zierliche Wort ist ein hübsches Zeugnis für die freilich in bescheidenem Masse sprachgestaltende Aktivität der nach Norddeutschland ausgewanderten und begütert heimgekehrten Zuckerbäcker. So erlaubt uns also die kritische Betrachtung von Obstnamen Kulturströmungen über lange Zeitläufte hinweg zu deuten.

Aber, so wird man fragen dürfen, womit stillte unser Alpenvolk in grauen Vorzeiten, wo das Obst fehlte und der Honig dürftig floss, seinen Zuckerhunger? Es waren die Beeren unserer Wälder und Weidegebiete, die Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Preisselbeeren und manche andere, in deren Genuss sich Menschen und Tiere teilen mussten. Von ihnen soll im folgenden die Rede sein. Sie nahmen einst die Stelle des eigentlichen Obstes ein, und nicht umsonst lautet der Sammelbegriff für Beeren im Engadin *pomma* aus lat. *poma* «Obst», auch *pommaraida*. *Ir a pomma* neben *ir per la boscha* heisst «Beeren sammeln gehen». Die ungeniessbaren, insbesondere die Giftbeeren heissen allgemein *pomma chan* d. h. «Hundsbeeren». Ein Bedürfnis nach Benennung aller dazu gehörenden Arten scheint nie bestanden zu haben. Man beachte immerhin engadinisch *marsell*, *marselber* für gewisse Geissblattarten, *paiver mondan* für Seidelbast. Die essbaren Beeren aber, von denen es gut zwei Dutzend gibt, haben alle ihre spezifischen Namen, und diese waren den Erwachsenen und Kindern geläufig. Auf die Frage nach den Benennungsmotiven fliessen die Antworten eher spärlich. Wo der Fruchtzuckergehalt mit starken Fruchtsäuren verbunden ist, bot sich der Name *Sauerbeere* (vgl. Sauerdorn). Die Beerenform wurde namensgebend für *Spitzbeere* (die Berberitze). Bei den Romanen heissen sie in gewissen Gegenden *bizoccal* (*da Nossigner*). Sind die Beeren traubenförmig angeordnet, so führt dies zu Namen wie *Meertrübli* (Johannisbeere) oder *Traubenkirsche* (*Prunus padus*). Häufig sind Verbindungen mit Tierna-

men, so *Himbeere* aus Hindbeere (zu *Hindin* = Hirschkuh), *Bärentraube*, *Vogelbeere*, *Häsli-beier* (im Appenzell) für Heidelbeere usw. Die Zeit der Reife war für die Johannisbeere namensgebend; die Farbe der Heidelbeere ist in den skandinavischen Sprachen für *Blaubeere* verantwortlich.

Für Sprachforscher, deren Vorliebe dem ältesten und meist schwer deutbaren Wortschatz gilt, sind die bündnerischen Beerennamen ganz besonders fesselnd. Aber auch der Laie möchte gerne darüber etwas mehr wissen, besonders wenn er als Deutschbündner mit romanischen Überbleibseln in seiner Mundart konfrontiert wird. Daher sei nun versucht, in einer Aufzählung unserer Beeren und ihrer Namen Wissenswertes mitzuteilen.

1. *Die Himbeere, Rubus idaeus*. Jedes Kind kennt sie auch bei uns unter demselben Namen. Im Vorderprättigau aber hat man dafür noch ein altes, sicher vorrömisches *Ampas* (Mehrzahl) bewahrt. Dieses Wort teilt Seewis mit dem Oberengadin und mit romanisch Mittelbünden, während das Unterengadin und das Münstertal *ampûas*, die Surselva *puaunas* sagen. Daraus ergeben sich bereits interessante Fragen, z. B.: Wieso marschiert Seewis, früher wohl das ganze Prättigau, mit dem geographisch entfernten Oberengadin? (Darauf wollen wir hier raumeshalber nicht eingehen). Uns genügt es zu wissen, dass der in diesem Wort steckende Stamm *\*ampa* auch im italienischen *lampone* weiterlebt, welches das ganze alpine Oberitalien sowie Teile des frankoprovenzalischen und provenzalischen Raumes bedeckt. Es handelt sich um ein heute noch nicht genügend erforschtes vorrömisches (keltisches?) Wort, das die von Süden her brandende Latinisierung überdauert hat.

Auch heute noch wie ehemals werden wildwachsende Himbeeren eifrig gesammelt, trotzdem man längst in den Gärten ertragreichere Zuchtformen pflanzt. In gewissen Gemeinden, so in S-chanf, suchte man sich der fremden Beerensammler durch Verbote zu erwehren. In Cinuoschel sagte man besorgt ein schlechtes Himbeerenjahr voraus, wenn es am

Himmelfahrtstag regnete. Man erhoffte also stets eine gute Beerenernte.

2. *Die Brombeere, Rubus fruticosus*. Sie kommt in höheren Lagen nicht vor, was sich auch auf die Namengebung auswirkt. Im Albulatal, im Domleschg und in der Surselva nennt man sie *omtgas* (bezw. *puaunas*) *neras*, d. h. «schwarze Himbeeren», in Schiers und Grüsch entsprechend *Schwarzampa*. Man schätzt sie, weil sie angeblich (so in Castrisch behauptet) nie madig sind. Im Unterengadin heisst die Brombeere *amura*, ein Name, der sonst besonders dort erscheint, wo sie nicht heimisch ist. Es handelt sich um eine Entlehnung aus ital. *mora*, das sowohl die Brombeere, als auch die sehr ähnlich aussehende ebenfalls essbare Maulbeere bezeichnet. Sie erscheint schon in der Bibelübersetzung des Engadiners Jachiam Bifrun vom Jahre 1560. Der Maulbeerbaum, dessen frische Blätter für die Seidenraupenzucht benötigt werden, wurde in Graubünden erst im ausgehenden 18. Jahrhundert importiert.

3. *Die Steinbeere, Rubus saxatilis*. Heute wird es wohl nicht mehr viele Kinder geben, die sie kennen und geniessen. Man fand sie früher oft in grösserer Menge an Steinhäufen im Ackergelände, welche die Romanen *muschnas* nennen. Diese Standorte sind weitgehend durch Meliorationen zum Verschwinden gebracht worden. Aber auch in lichterem trockenen Wäldern gedeiht sie oft in beträchtlicher Menge. Ihre einzelnen roten Beerchen sind nicht miteinander kugelförmig verwachsen wie bei der Himbeere; meistens sind es deren auch bloss 4 bis 5. Die Ausläufer dieser Rubusart erinnern an jene der Brombeere.

Für die Steinbeere leben in Romanischbünden verschiedene Namen. Ihre genaue geographische Abgrenzung ist indessen schwierig. Einerseits kommen namentlich bei schriftlichen Angaben oft Verwechslungen vor, d. h. Übertragungen auf andere Beerenarten z. B. auf die ebenfalls auf Steinhäufen anzutreffende Alpenjohannisbeere (*Ribes alpinum*), ja sogar auf die Moorbeere (*Vaccinium uligi-*

*nosum*); andererseits treten dialektale Vermischungen mit den anklingenden Namen der Felsenbirne auf. Das tatsächliche Gewirr vereinfachend darf unter Weglassung vieler Details und «Ausscherer» festgestellt werden: Ein in ganz Graubünden auftretender Typus \**musch-* erscheint für *Rubus saxatilis* als *muschin* neben *mus-chin* im Engadin und Münstertal.

In Zernez jedoch lebt *muschin* für die Alpenjohannisbeere. Im Oberland bedeutet es an mehreren Orten Moorbeere (*Vaccinium uliginosum*). Eine verkümmerte Form unseres Steinbeerennamens dürfte das im Tujetsch und in Pigniu vorkommende *utschin* sein. An dessen Stelle trat in der Surselva *tscharschettas*, eigentlich «kleine Kirschen», was aber angesichts von *tschierlettas* etc. als Volksetymologie anmutet. Gegen diese Annahme spricht andererseits zentralladinisch *ceresins* (so in Arabba), was ebenfalls «Kirschlein» bedeutet. Nur in Zernez lebt für die Steinbeere *schorlets*, in Poschiavo *sisottuli*, dessen Entsprechung *schüssettlet* im Unterengadin für die Alpenjohannisbeere bekannt ist.

Der älteste Name ist wohl *muschin*, eine von *muosch*, Berberis (so in Guarda) kaum zu trennende Ableitung. (Als Name für die Eberesche [*Sorbus aucuparia*] findet man *Mosch*, *Mosche*, *Moschbeer*, *Mostbeer* auch im Südtirol und in Steiermark). Weitere Hinweise auf diesen Typus stehen bei Sauerdorn (Nr. 14) und Moorbeere (Nr. 9). Bei einer derartigen Verunsicherung der Nomenklatur ist es verständlich, dass vermeintlich klarere, d. h. eindeutiger auf eine bestimmte Beerenart fixierte deutsche Entlehnungen den alten Formen den Rang abliefen. So ist surmeirisch *cagliungs tgang* eine Lehnübersetzung von «Hundshoden». Daneben erscheinen in Vaz *caglieuns giat* (Katze) oder *caglieuns tgora* (Ziege), in Sarn *cugliöngs d'urs*. Diese Namenfülle beweist, dass wir eine Beerenart vor uns haben, die seit Urzeiten zu den begehrten und allgemein bekannten Zuckerspendern gehörte. Die sprachliche Konfusion ist zu einem guten Teil sicher dem lexikographischen Dilettantismus der letzten zwei Jahrhunderte zuzuschreiben.

4. *Die Erdbeere, Fragaria vesca*. Sie ist allenthalben das zuerst reifende Beerchen unseres Landes und entsprechend geschätzt. Ganz Romanischbünden bezeichnet es mit Abkömmlingen von lateinisch *fragum, fraga*, so unterengadinisch *fraja*, oberengadinisch *freja*, sursesisch *fraja* usw. Am Heinzenberg und bis Flims hinauf herrscht die Verkleinerungsform *fragla*. Eine geschlossene Zone bildet dann die Surselva mit *farbun*, eine Umstellung von *fragun*, die den Sprachforscher fesselt, weil in ihr die Endsilbe *-un*, die sonst eine Vergrößerung ausdrückt (vgl. *balla, ballun*) Diminutivfunktion hat wie z. B. im französischen Mädchenamen *Marion* = Mariechen. Sehr interessant ist das romanische Relikt *Falgganas* in Seewis im Prättigau mit der Endung *-ana* wie im surselvischen *puauna* aus älterem *ampuana* «Himbeere». Als unsere Friedhöfe noch nicht so gepflegt waren wie heute, schlichen sich Erdbeeren auch auf vergessene Grabhügel. Im Schams warnte man aber die Kinder vor ihnen, denn sie sollen todbringend gewesen sein.

5. *Die Hagebutte, Frucht der Rosa canina* und anderer wildwachsender Rosenarten braucht nicht besonders vorgestellt zu werden. Vom Herbst bis in den tiefen Winter hinein leuchten uns diese orange- bis weinroten, glänzenden Früchte auf Weiden und an Wegrändern lockend entgegen. Hagebuttentee ist beliebt, und Hagebuttenkonfitüre verstehen unsere Bündnerinnen gut zuzubereiten. Die Frucht muss von jeher auch als Nahrungsmittel gedient und überdies im Volksglauben eine bedeutende Rolle gespielt haben. Im dreisprachigen Graubünden ist noch manches über Verwendung und (zum Teil) abergläubische Vorstellungen des Landvolkes erhalten geblieben. Sehr verbreitet war die Meinung, Hagebuttentee helfe gegen Harnleiden. Der besonders in italienischen Mundarten verbreitete Name *stopacul* beweist, dass man deren stopfende Wirkung kannte. Die behaarten Sämlinge (in Davos heissen sie *Lüüsch* «Läuse», die Frucht *Lüüschberi*) verursachen einen lästigen Juckreiz am After. Wohl daher stammt die Vorstellung, deren Genuss bewirke Befall durch

Läuse. Eine besondere Bedeutung kam auch den zierlichen moosartigen Auswüchsen, den durch die Rosengallwespe an Rosenzweigen verursachten «Schlafäpfeln» zu. Von ihnen glaubte man, sie schützen unters Kopfkissen gelegt vor dem «Toggli» (Albdrücken) und sichern einen ruhigen Schlaf. Deutsche Volkskundler vermuteten zwischen diesem Glauben und dem Märchen vom Dornröschen eine urgeschichtliche Beziehung. Sicher ist, dass eine so feste Verankerung der Hagebutte mit Volksmedizin und Volksglauben eine lange geschichtliche Entwicklung voraussetzt. Dass schon die rätische Urbevölkerung an ihr teilhatte, beweist der romanische Name *frosla*, der sowohl in Romanischbünden als im Blenio-tal (*frözara*), im Bergell (*frosla, frozla*), in Pöschia (V. S. *frosala*), in Deutschbünden (Schanfigg *pfrosla*, Mutten *frosla*), ja im Vorarlberg, Nordtirol und Vintschgau weiter lebt oder erst in unserem Jahrhundert verstummte. Es handelt sich nach Robert von Planta vermutlich um ein vorrömisches Alpenwort zu einem indogermanischen Stamm *\*vrosa*, woraus auch lateinisch *rosa* entstand. In den modernen etymologischen Wörterbüchern vermochte ich freilich *\*vrosa* nicht zu finden.

6. *Die Heidelbeere, Vaccinium myrtillus*, deutschbündnerisch (*Hei(d)beeri*, auch *Heitebeeri* (Rheinwald), romanisch *uzun* (Engadin), *izun* (Surselva), *alzun* (Bergell)) ist wohl die fruchtbarste Beerenart. Sie dürfte früher auch bei uns wie z. B. in Skandinavien als Nahrungsmittel eine bedeutende Rolle gespielt haben. So berichtet J. X. Schnyder im Jahre 1782: «Die Früchte machen im Sommer einige Wochen hindurch einen beträchtlichen Teil der Nahrung ärmerer Haushaltungen aus.» Die für Medel einmal erwähnten gebratenen Heidelbeeren sind heute unbekannt. In Wein gekochte Heidelbeeren werden gegen Durchfall empfohlen. Heute werden sie als Konfitüre, als Kompott, als Zusatz zu Birchermüsli oder auch bloss mit etwas Zucker bestreut von gross und klein geschätzt. Im Avers färbte man noch anfangs des letzten Jahrhunderts mit dem ausgepressten Saft unter Zusatz von Essig, Alaun

und Kupferschlag Garn und Tuch schön venezianisch blau. Als Arzneimittel spielt die Heidelbeere hierzulande eine viel geringere Rolle als im Norden und hat dementsprechend auch im Volksglauben keinen wesentlichen Niederschlag gefunden.

Umso grösser ist das Interesse der Sprachforschung für ihre romanischen und italienischen Namen. Engadinisch *uzun*, *azun* und seine verwandten Formen in Rheinischbünden und in alpinlombardischen Tälern hat bis heute allen Deutungsversuchen widerstanden. Das münstertalische *anzola*, trentinisch *anzoni* (in Arco *granzoni*), bergellisch *ulzenga* sind ebenfalls bis heute etymologische Rätsel geblieben. Was aufgrund der Verbreitung dieser Wortformen bestimmt gesagt werden darf, ist ihre Zugehörigkeit zu der faszinierenden Gruppe der vorrömischen Alpenwörter. Sehr wahrscheinlich ist auch ihre Verwandtschaft mit engadinisch *uzûa* «Johannisbeere».

7. Die Preisselbeere, *Vaccinium vitis idaea*, bündnerdeutsch *Grifla*, *Griflä*, romanisch *gialüda* (Untere Engadin), *gilüdra* (Obere Engadin), *gigli dra* (Surmeir), *gaglidra* (Schams), *garnedel* (Surselva), *gajüda* (Bregaglia). Gibt es zu Siedfleisch etwas Herrlicheres als mit Veltlinerwein eingemachte Preisselbeeren? Aber der Genuss, den uns diese Beeren verschaffen, stellt sich nicht erst am Esstisch ein. Wer sie suchend durch lichte Wälder und Windwurfschneisen streift, steht bisweilen überrascht vor dichten hellrot leuchtenden Preisselbeerflächen, wo der Sammler kaum weiss, wo er seinen Fuss hinsetzen soll, ohne die Pracht zu zertreten. Einen solchen Bestand nennt man in Lavin *ün jalüdaisch*. Hier kann man ab und zu seinen Chratten sozusagen auf dem gleichen Fleck füllen. Der Reiz der immergrünen Sträuchlein entgeht dem Untere Engadiner auch sonst kaum. Die weibliche Dorfjugend sammelte sie, um damit bei Hochzeiten die Haustüren der Brautleute zu schmücken. Eine verrückte Arbeit, *üna lavur bluorda*, nannte man

das Winden solcher Girlanden für den Landsgemeindetag. Spuren dieser Verwendungsart findet man auch in Deutschland.

Auch diese Beere erfreut sich einer reichen zum Teil antiken Nomenklatur, an der sich die Sprachforscher die Zähne ausbeissen könnten. Engadinisch *gialüda*, mittelbündnerisch *gaglidra* usw. finden in den alpinlombardischen Mundarten von der Mesolcina bis nach Bormio hinüber ihre Entsprechungen. Man setzt dafür eine vorrömische alpenländische Bildung *\*caliuta* an, die aus dem indogermanischen *\*cal-* in der Bedeutung «rot» hervorgegangen sein soll. *Gialüda* würde also letztlich einfach «Rotbeere» heissen und stünde damit im Gegensatz zum nordischen «Blaubeere» = Heidelbeere. Surselvisch *garnedel*, vgl. dazu *graniücla* (Ramosch bis Martina) wird als jüngeren Ursprungs angesehen, nämlich als eine Ableitung von lateinisch *granum* «Korn». Dazu gehört auch das zentralladinische *graneta*, welche als tirolisch-bayrische Entlehnung in der Form *Grantn* bis an die Donau und ins Vorarlberg und Allgäu vordrang. Mir scheint das Verbreitungsgebiet vom Gotthard bis in die Dolomiten und bis an die Donau (grob gesagt die ganze Raetia cisalpina und transalpina sowie das Noricum) auch in diesem Falle für ein Wort zu sprechen, dem die römischen Eroberer kein eigenes Ersatzwort entgegenstellen konnten. Aber auch die walsersdeutsche Bezeichnung *Grifla* beherrscht eine grosse alpine Zone. Es ist nicht nur für das walsersdeutsche Graubünden charakteristisch, sondern auch für den Kanton Wallis. Sollte das einmal für Spiez bezugte *Riff(e)le* zur gleichen Sippe gehören, dann wäre dafür Zuordnung zum alpinen Wortgut keltischer Völker so gut wie gesichert. Das Wort hätte sich also zunächst vom Gallischen oder Helvetischen der Westalpen ins Frankoprovenzalische hinübergerettet, von dort wäre es ins Westalemannische eingedrungen und dann von den Walsern (wie etwa Balm für «Höhle», Frutt für «Bach, Wasserfall») über die Pässe nach Graubünden mitgenommen worden. Solch zähes Überleben von Pflanzennamen über Sprachverschiebungen und Völkerwanderungen hinweg ist ein beredtes

Zeugnis für die Bedeutung der damit bezeichneten Zuckerspender.



Bärentraube

8. Die Bärentraube, *Arctostaphylos uva ursi* ähnelt bei flüchtigem Hinsehen der Preisselbeere so stark, dass auch ihre Namen in Anlehnung an diese edlere Verwandte geschaffen werden konnten. So heisst sie im Unterengadin *gialüda d'lain* (holzlig), was nicht unbedingt auf die mehligke Beere, sondern ebensogut auf den Strauch bezogen werden kann, der ein Alter von über 50 Jahren erreicht. Im Oberengadin heisst sie *giglüdra d'crap* (steinig), so auch in Ftan, im Bergell *gajüda d'ors* (Bär). Man isst sie hierzulande nicht, verwendet sie aber für Absud gegen Blasenleiden, besonders gegen Prostatabeschwerden. Die Eskimos Grönlands essen die bei uns eher seltene verwandte schwarzbeerige Alpenbärentraube. Als Zusatznahrung wird unsere rote Art wohl vom Bären verzehrt worden sein. Dafür spricht ihr deutscher Name, aber auch trentinisch *ciate d'orts*, dolomitisch *gornate del aurs*. Die mehligke Beschaffenheit des Beerenfleisches findet im Albulatal ihren Niederschlag in der Bezeichnung *farin'arsa* (Mehlrost, geröstetes Mehl). Verbreiteter ist dieser Name für die Steinmispel (Cotoneaster), Mehlbeere und Weissdorn.

9. Die Moorbeere, *Vaccinium uliginosum* gleicht der Heidelbeere, hat aber helleres Fleisch. Sie ist auch nicht so schmackhaft wie diese und wirkt in Menge genossen leicht berauschend, daher im Deutschen auch *Rauschbeere* genannt. In Bünden lehnen sich ihre Volksnamen stark an jene der Heidelbeere an. So heissen sie im Unterengadin *uzuns fos* (fal-

sche), auch *-schnesters* (linke, so auch in der Surselva) im Gegensatz zu *drets* (rechte, echte), in Ftan *uzuns femna* (weiblich) im Gegensatz zu *-mas-chels* (männlich), in Sent *uzuns stuorns* (trunken). Im Oberengadin dominieren die auf Tiere bezogenen Bildungen wie *uzuns chaun* (Hund, La Punt) *-d'squilat* (Eichhörnchen, Celerina), *-d'luf* (Wolf, Samedan), *-d'chevra* (Geiss, Pontresina). In diese Gruppe gehören auch *izuns d'urs* (Bär, Sched), *nizungs gieat* (Katze, Innerferrera), *izuns cavagl* (Ross, Pigniu). Von besonderem Interesse ist *uzuns s-chajatschs* (Tschlin, Ftan, Lavin, Susch), *skiatschs* (Champfer), *nizuns cagats* (Beiva). Man ist versucht, diese Formen an *chajar* «scheissen» anzuknüpfen, wobei an eine abführende Wirkung der Beere zu denken wäre. Derlei Bildungen sind nicht selten. So erscheint z. B. in Bergamo für die Frucht des wolliigen Schneeballs (*Viburnum lantana*) ein *chigascia*, Ableitung von *cagare* «scheissen». In Portein nennt man sie *Katzadreck* neben altem *migia*.

Die Sonderstellung des Münstertals innerhalb der Rätoromania zeigt sich auch im Namen *bursin* für die Moorbeere. Es ist dies eine Entsprechung zu borminisch *bagorsina* aus *baca ursina* «Bärenbeere».

Die Walser nennen die Moorbeere *Bludere* (Safien), *Budler* (Avers, Davos), *Butler* (Furna), *Pludertschä* (Rheinwald), *Bludertschi* (Lüen). Das Wort wurde auch von den Romanen des Albulatals und des Sursés entlehnt. Es erscheint als *bluders* in Mon, Savognin, Mulegns, als *bluaders* in Lantsch, als *sbloders* in Alvagni. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Bd. 3,32) stellt dieses auf Graubünden beschränkte Wort zu schweizerisch *Bluder* in der Bedeutung «breiige Masse», was indessen sachlich nicht unbedenklich ist.

10. Die Rauschbeere oder Krähenbeere, *Empetrum hermaphroditum* wächst oft unbeachtet neben *Calluna vulgaris*. Die nicht grossen schwarzen Beeren verstecken sich, obwohl bisweilen recht dicht beieinander stehend, in den Sträuchlein, die sehr alt werden. Man hat in Bünden Exemplare gefunden, deren dünne

Stämmchen über fünfzig Jahrringe aufwiesen. Im Hohen Norden, wo sie massenhaft auftritt, wird sie noch bedeutend älter. Eskimos sammeln die Beeren und geniessen sie entweder als Dessertfrucht, oder man presst den Saft aus und trinkt ihn mit Milch gemischt. Mit Seehundsspeck zusammen wird sie als Einge-machtes für den langen Winter aufbewahrt (nach Schröter, Pflanzenleben 180). Bei uns dagegen nimmt die Rauschbeere eine sehr be-scheidene Stellung ein. Sie ist saftig, aber nicht besonders aromatisch und würgt ein wenig wie Mostbirnen. Als Durststiller wird sie von Hirten trotzdem genossen und heisst entspre-chend *Durstbeeri*, *Hirtabeeri*. Den deutschen Namen *Rauschbeere*, den sie mit der Moor-beere teilt, soll sie dem Umstand verdanken, dass sie leichten Schwindel erregt. Ich selber habe als Knabe auch bei reichlichem Genuss dieses Durststillers nie eine solche narkotisie-rende Wirkung verspürt.

In Bergün nennt man die Krähenbeere *vine-gia*. Im Sursés heisst sie *moretta*. Unter den gleichen Namen kennt man sie in der Surselva. (Die sprachlichen Ausführungen blieben un-vollendet.)

11. Die *Johannisbeere*, *Ribes rubrum*, ist heute wohl die verbreitetste Gartenbeerenart. Sie gedeiht in den Gärten des Oberengadins ebensogut wie in den tiefsten Lagen des Kan-tons. Man findet sie gelegentlich wildwachsend auch auf über 1900 m. So sehr man die Johan-nisbeere heute schätzt, so wenig wissen wir über ihre Bedeutung im Altertum. Für den bo-tanischen Namen *Ribes* vermutet man arabi-sche Herkunft; er ist auch in die italienische Sprache eingegangen. Wirklich alte Namen mit einem weiten Verbreitungsgebiet sind kaum zu finden. Das erstaunt nicht, wenn man erfährt, dass die Beere in Deutschland erst um 1418, in Italien um 1550 erwähnt wird. Von da an scheint sie aber intensiv angepflanzt und veredelt worden zu sein.

Das deutsche *Johannisbeere* ist aus der Rei-fezeit um Johanni (24. Juni) abgeleitet, was natürlich nur für tiefere Lagen zutrifft. Schwei-zerdeutsch *Meertrübeli* ist sachlich bereits

schwerer verständlich. Interessanter und pro-blemreicher ist die Bündner Nomenklatur. Im Unterengadin herrscht *uzûa* neben *azûa*, *anzûa*, im Oberengadin *uzûa*, das im Surmeir als *azoua* wiederkehrt und, wie die Rheinwaldner Form *Suuffä* bezeugt, auch im Schams hei-misch gewesen sein muss. Eine letzte Spur da-von erhielt sich in Ferrera, wo man noch *zugas* sagt. Man ist versucht, das völlig rätselhafte Wort an *uzun* (Engadin), *anzola* (Münstertal) für Heidelbeere anzuknüpfen. Aber wer könnte die beiden Beeren miteinander ver-wechseln? So fragt man sich denn, ob hinter diesem Namenknäuel ein antiker Stamm mit der Bedeutung «Beere» stecken könnte. Das Rätsel wird noch grösser, wenn man bedenkt, dass im Unterengadin das Wort *ampûa* für Himbeere die gleiche Endung aufweist, eine Endung, die an sich schon eine Knacknuss ist.

Wenn die etymologische Lösung des Rätsels auch noch in weiter Ferne zu liegen scheint, so geben uns diese Formen doch Anlass zu über-prüfen, ob die Johannisbeere wenigstens in unserem Alpenbereich nicht schon im Alter-tum als, heute würden wir sagen, vitaminrei-cher Zusatz zu anderen Nahrungsmitteln be-kannt war. Und damit verknüpft sich die Frage, ob die Gartenjohannisbeere nicht aus einer alpinen Stammform veredelt sein könnte. Jungen Datums ist surselvisch *aschetta* zu *asch* (sauer) neben *iuas son Gion*, der heute herrschenden Lehnübersetzung aus dem Deutschen. Eine interessante Benennung unbekannter Herkunft ist *Wieggi*, *Wieggi-studa*, das man im Schanfigg, im Prättigau und in Davos kennt. Auf Schams beschränkt ist das ebenfalls noch unerklärte *anuglias*.

12. Die *Alpenjohannisbeere*, *Ribes alpinum*, zählt heute zu den in Vergessenheit geraten-den Zuckerspendern früherer Zeiten. Sie ist bei weitem nicht so sauer wie die gemeine Jo-hannisbeere; man kann sie je nach dem Reife-grad eher süsslich fade nennen. Im Gegensatz zum kultivierten *Ribes rubrum* ist sie heller, fast rosarot und leicht durchschimmernd. Die Blätter sind kleiner und der Strauch allgemein zierlicher. Die Beeren heissen im Unterenga-



din *tschüschettels*, *schischettels* (Ftan), *süschiettels* (Lavin). Im Oberengadin und im Münstertal ist der Strauch selten und demnach dessen Name ausser in Zuoz, wo man *ischiletas* notierte, kaum bekannt. In Zernez kennt man die Beere unter dem Namen *muschin*, was sonst die Steinbeere (*Rubus saxatilis* Nr. 3) bezeichnet. Oberhalb 1500 m wachsen nur noch wenige Sträucher.

✓ 13. *Der Holunder, Sambucus*. Alle drei in Graubünden wildwachsenden Arten heissen deutsch *Holder*, romanisch *sambü*, *savü*, *sivü* (Engadin), *sumbeiv* (Surmeir), *suitg*, kollektiv *suitga* (Surselva). *Holunder*, *Holder* sind süddeutsche Bezeichnungen. Norddeutschland kennt den Strauch unter dem wohl ebenso alten Namen *Flieder*. «Wenn der weisse Flieder wieder blüht» ist die Zeit, wo der (schwarze) Holunder seine prächtigen Blütendolden ausbreitet und die Luft mit seinem fast betäubenden Duft erfüllt. Romanisch *sambü*, *suitg* usw. gehen auf lateinisch *sambucus* zurück. Die Römer und Griechen schätzten nach Aussage von Dioskurides die schwarzen Beeren als Abführmittel.

Die drei bei uns vorkommenden Holunderarten: der schwarze *Sambucus nigra*, der rote *Sambucus racemosus* und der Stinkholder (*Sambucus ebulus*) tragen merkwürdigerweise den gleichen Namen, nötigenfalls mit dem unterscheidenden Adjektiv *nair*, *ner* (schwarz), *cotschen*, *tgietschen* (rot) und *salvadi* (wild).

Der Schwarzholder der tieferen Lagen spielte früher in den bäuerlichen Haushalten eine bedeutende Rolle. Holdermus gehörte zum Speisezettel der Armen. Als Genuss- wie als Heilmittel aber war auch die «Holderlatwärja», der eingedickte Holundersaft, surselvisch *tuargia*, allgemein geschätzt. Dieser Wertschätzung entsprechend ist auch der Volksglaube, der sich um den Holunderstrauch rankt, allgemein fest verankert. Er erfreute sich, wie das schweizerdeutsche Wörterbuch sagt, fast heiliger Verehrung. In der österreichischen Steiermark ging diese Verehrung so weit, dass man ihn gar als den «geistlichen

Herrn», die höchste Respektsperson der Gemeinde anredet (Marzell, Volksgl.). Im Schanfigg scheute man sich, an Ställen und Maiensäshütten angeschmiegte Sträucher zu entfernen. Man war überzeugt, der Strauch «schütze vor dem Blitz, vor Feuersgefahr, Seuchen und Verzauberung». «Holunderholz darf nicht oder nur von Witwen und Waisen verbrannt werden. Sonst zieht man sich Krankheiten oder andere Unfälle zu.» Sonderbar ist die im Schweizerdeutschen Wörterbuch aufgezeichnete Meinung: «Under ere Holderstudä und under eme rota Bart wachst nüd Guots.» Der in diesem Werk enthaltenen Fülle solcher Anschauungen könnte man manches Entsprechende aus Romanischbünden beifügen.

Geringerer Beachtung erfreut sich der höhere Lagen vorziehende rote Holder. Gekocht und ausgepresst ergibt der Saft aber eine kräftige Konfitüre, die mit Zusatz von Himbeersaft köstlich schmeckt. Sicher ging man auch früher am roten Holunder nicht achtlos vorbei. Das Rätische Namenbuch verzeichnet eine beachtliche über ganz Bünden verstreute Menge von auf *sambucus* zurückgehenden Flurnamen, die aus pflanzengeographischen Gründen nur dem roten Holder zugeordnet werden können. Interessant ist vor allem das urkundlich Ende des 16. Jahrhunderts in Jenaz auftauchende *Suvatgiew*, aber auch *Sauaidas* in Lavin, die beide auf *sa(m)bucetum*, bezw. *sambuceta*, also «Holunderbestand» zurückgehen. Der rote Holunder heisst von Ramosch bis Martina *pomma d'chan*. Den gleichen Namen trägt auch das Geissblatt mit den roten Beeren. Dieses ist aber giftig.

✓ 14. *Der Sauerdorn, Berberis vulgaris*, in Deutschland auch Berberitze genannt, ist wegen seiner langen dreiteiligen Dornen allgemein als unnahbar bekannt und entsprechend gemieden. Seine leuchtend roten Träubchen aber laden den Pflanzenfreund zu kurzem Verweilen ein. Der Dichter Rainer Maria Rilke ahnt den kommenden Herbst, wenn er sagt: Jetzt reifen schon die roten Berberitzen, alternde A stern atmen schwach im Beet. Wer jetzt nicht reich ist, da der Sommer geht,

wird immer warten und sich nie besitzen.  
(Stundenbuch).



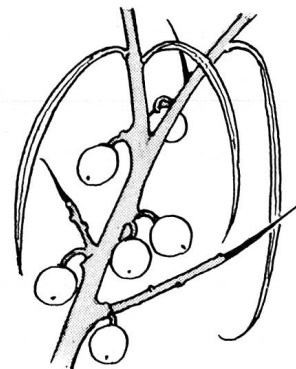
Sauerdorn

Es erstaunt, dass der grosse Linné für diesen in ganz Europa so verbreiteten Strauch den arabischen Namen *Berberis* wählte, wo doch das mittellateinische *acrispinus*, wörtlich «Sauerdorn» weitherum volkstümlich war, so als *grespin* in Trento. Im Bündnerromanischen finden wir in der Surselva für den Strauch *sterpin*, in Bergün *truspegn*, Formen, die wohl auf (*a*)*crispin* mit Einmischung von *tres-spinas* zurückgehen. Weitverbreitet ist *spinatsch* «Dornbusch». Viel manigfaltiger als die Nomenklatur des Strauches ist jene der Beere, schweizerdeutsch *Spitzbeeri*. Im Unterengadin treffen wir dafür *vinatscha*, eine Anlehnung an *vin* «Wein», *arschücla* aus lateinisch *aciducula*, Diminutiv zu *acidus* «sauer». Nur für Val Müstair bezeugt ist *pomatscha*, eine Vergrößerung von *pom*, lateinisch *pomum* «Obst», im Engadin Kollektiv *pomma* «Beeren». Wegen ihrer an Teigknöllchen, bündnerdeutsch *Pazoggel*, erinnernden zugespitzten Form nennt man sie im untersten Engadin und im Albulatal neben *pizoclas*, in Lantsch *pizochel da Nussigner* «unseres Heilands». Auf Jesus bezogen werden sie wohl wegen der dreispitzigen Dornen, die der Berberitze in Poschiavo den Namen *spin da crus* (Kreuz) gaben. Der Glaube, die Dornenkrone Christi sei aus Berberitzenzweigen geflochten gewesen, ist weit verbreitet.

Neben solchen allgemein verständlichen Bezeichnungen gibt es aber auch eigentliche Rätsel, so das für Jenaz und Schiers bezeugte *Par-gauggla*, zweifellos ein romanisches Relikt,

und dann das unterengadinische *muosch* (so in Guarda). Es lässt sich kaum von *muschin* für die Steinbeere und Alpenjohannisbeere trennen, umsoweniger als im Trentinischen *bro-mamosch*, *pomamosch*, *moschin* auftauchen. Man wird sie mit Vittorio Bertoldi eher zu einem antiken Alpenwort \**mosk-* als zu lateinisch *mustum* «Most» stellen müssen.

Die Rolle, die Strauch und Beere heute im ländlichen Haushalt spielen, ist bescheiden. Noch wird etwa das Holz und insbesondere die Wurzelrinde als Färbemittel verwendet. Die Beeren überlässt man den Vögeln, unter denen die Alpendohle mit den unverdauten Samen für Verbreitung bis in die höchsten Lagen sorgt. Früher, als das Angebot an Kosmetika unsere Dörfer noch nicht erreicht hatte, wussten die Prättigauer-Schönen ihre Lippen mit Berberitzensaft anziehend und schmackhaft zu machen. Von Berberitzengelee wissen die meisten Bündnerinnen heute wenig zu berichten.



Sanddorn

✓ 15. Der Sanddorn, *Hippophae rhmanoides* ist, oberhalb 1800 m ausgenommen, allgemein verbreitet, spielt jedoch im bäuerlichen Haushalt nirgends mehr eine Rolle. Damit geschieht ihm Unrecht. Seine dicht beieinanderstehenden orangeroten Beeren sind sehr reich an Vitamin C und anderen die Gesundheit fördernden Substanzen. Noch heute bereitet man z. B. in England daraus eine geschätzte Marmelade. Im Hohen Norden sorgte Sanddorn-Brei für Abwechslung auf dem Speisezettel. Umso erstaunlicher ist es, dass bei uns die Beeren ganz den Vögeln überlassen werden. Das mag z. T.

wie bei der Berberitze mit dem dornigen Schutzpanzer zusammenhängen, mit dem der Strauch Ungebetene fernhalten will. Neuerdings besinnt sich die Lebensmittelindustrie seines Wertes.

In Romanischbünden heisst der Sanddorn *spina d'asen* «Eselsdorn» (so im Unterengadin, ebendort seltener *pischa d'chavagl* «Ross-Seich», wohl wegen der Farbe). In der Surselva lebt noch *spina da grava* (Uferkies, Kiesbank). Im Vorderprättigau aber reiht man den Sanddorn mit der Bezeichnung *Sprengbeeri* in die Gruppe der ungeniessbaren Beerenarten ein.

16. *Der Weissdorn, Crataegus oxyacantha* und *Crataegus monogyne*. Der schon von den Griechen so benannte *Crataegus* ist in ganz Graubünden in den tiefen und mittleren Talstufen heimisch. Er fehlt im Engadin (ausser im untersten Teil), im Sursés und am Schamserberg. Der verbreitetste Volksname ist *tgagiastretg* neben *cagliastretg*, das ganz Rheinischbünden beherrscht. Im Unterengadin, wo diese Strauchart unterhalb des Tasnabaches noch spärlich gedeiht, heisst er *clavnér*.

Die Weissdornfrüchte wurden noch im 19. Jahrhundert in Flims und wohl auch anderswo den Schafen und Ziegen zum Mästen verfüttert. In Hungerszeiten wurden sie in gewissen Gegenden (für Bünden nicht bezeugt) als Mehlersatz genutzt. In Pitasch erinnerte man sich, dass die Beeren zu Schnaps gebrannt wurden. Aus dem harten rötlichen Holz verfertigte man Hobel (Disentis). Die Volksmedizin erwähnt weitherum die stopfende Wirkung der Beeren. Das kommt auch im Namen *tgagiastretg* treffend zum Ausdruck; er bedeutet nichts anders als «Schmalscheisser». Dass es sich dabei um die ursprüngliche Form handelt, beweist die misoxische Entsprechung *chegastrecc*, ferner *chegastrencc* in Campodolcino und in der Umgebung von Colico am Lago di Como. Eine solche als unfein empfundene Imperativbildung rief in der Schriftsprache zu beschönigenden Formen wie *tgastret* in Filisur und weitverbreitet *cagliastretg* unter Anlehnung an romanisch *caglia* «Staude». In Lantsch heissen die Beeren *farinarsa da Nossadonna* oder *da Nus-*

*signer*. (Vgl. zu *farinarsa* = Mehlorst in Beerennamen auch Bärentraube Nr. 8, Steinmispel Nr. 18, Mehlbeere Nr. 20). Rätselhaft ist die Herkunft des unterengadinischen *clavnér* (Vermutungen darüber im DRG) und von *guratler* am Heinzenberg, ebenfalls *niclausas* für die Früchte im Unterengadin.

17. *Der wollige Schneeball, Viburnum lantana* ist wegen seiner schönen roten, in vollreifem Zustand schwarzen Beerendolden unübersehbar. Buben und Burschen schätzten die jüngeren geraden Ruten und Stecken des Strauches als Stiele der beim Mazzaspiel gebrauchten Schläger, Schwingkeulen, die biegsam und zähe zugleich sein mussten.

In Deutschbünden heisst der Strauch Schwelch. Der Name ist in der Deutschschweiz und in Deutschland weit verbreitet. In Filisur hat er als *skeltg* altes *lantagen* verdrängt. Im übrigen romanischen Mittelbünden lebt er als *lantagen*, *lentagen*, in Lantsch *lantaisen*, in Portein *lantagel*, in Sched *lantegel*, in der Surselva *lantagen* weiter. Die Frucht aber trägt in Rheinischbünden einen eigenen urtümlichen Namen, in Surmeir *rimigia* mit Varianten wie *armidsa*, *limigia*, *limischa*, *armoisas*, in der Surselva *migia*. Vom Beerennamen leitete man im Surmeir sekundär einen neuen Strauchnamen *rimiger* ab, der *lantagen* weitgehend ersetzte.

Die Beeren werden von neueren Pflanzenbüchern als fade, süsslich und kaum geniessbar bezeichnet. Im Unterengadin wurden sie aber von zuckerhungrigen Kindern nicht verschmäht. In Alvaneu legte man die noch unreifen *rimisas cotschnas* (rot) ins Heu, wo sie nachreifend schwarz wurden und gut schmeckten.

Die Herkunft von *lantern* und *lantagen* aus lateinisch *lenta*, fem. zu *lentus* im Sinne von «biegsam», das schon Virgil als Epitheton zu *Viburnum* braucht, ist unbestritten. *Lantagen* entspricht dem mittellateinischen *lentagine*, während *lantern* wohl aus dem im Trentino auch volkstümlich gewordenen *lantana* abgeleitet sein dürfte. Das Unterengadin mar-

schiert also mit seinem *lantern* einmal mehr mit dem osträtischen Raum.

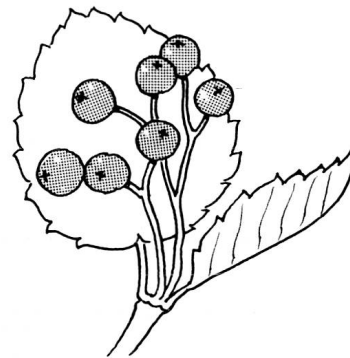
Völlig unklar ist der Name *rimigia, migia*. Seine Verbreitung und seine üppige dialektale Ausfächerung sprechen für einen alten Stammbaum.

18. Die *filzige Steinmispel, Cotoneaster tomentosa*, dessen Zweiglein sich selten aus der Kriechlage emporzurecken wagen, wird erst beachtet, wenn sich ihre roten Beeren mit den sich verfärbenden Blättern zu einem Blickfang vereinigen. Auffälliger sind schon die in den Gärten als Zierpflanze gezogenen Varianten. Auch diese mehligten, leicht süsslichen Beeren wurden von den Kindern gegessen. Sie heissen wie die ebenfalls mehligten Früchte von *Crataegus* und *Viburnum* mancherorts *farinarsa* «Mehlrost» oder *farinarsa da Nossadonna* «unserer lieben Frau» oder – *da Nossigner* «unseres Herrn».

19. Der *Vogelbeerbaum, auch Eberesche, Sorbus aucuparia* wird zu Recht wegen seiner Schönheit besungen. Frei wachsend erreicht er eine Höhe von 5–6 Metern und darüber. Junge Stämmchen liefern die Stiele von mancherlei landwirtschaftlichem Gerät. Der Mensch verwendete vor Zeiten die Beeren als Lockspeise für den Vogelfang, was ihren lateinischen Namen *bacae aucupariae* «Vogelfangbeeren» erklärt. Zu Urzeiten aber wurde auch ihr Wert als Nahrungs- und Genussmittel erkannt. In Deutschland bereitete man daraus Gelee, und Marmelade, aber auch Likör. Eigentlicher Vogelbeerschnaps ist vereinzelt für Disentis erwähnt.

In ganz Romanischbünden ausser in Val Müstair heisst der Vogelbeerbaum *culaischem* (Engadin), *culeischen* (Surselva). Urform dieses *culaischem* ist ein Alpenwort *\*culicinus* neben *\*curicinus*, welches letzteres auch im walserdeutschen *Güretsch* (Rheinwald), *Gürgetsch* (Davos) erhalten ist. Die Wortforschung hat ergeben, dass *Güretsch* mit gallisch *cervesia*, Vorform von italienisch *gervosa*, spanisch *cervesa* «Bier» zusammenhängt. Somit hätten wir in *culaischem* einen Zeugen dafür, dass un-

sere alpinen Vorfahren wie ihre Nachbarn aus Vogelbeeren ein berauschendes Getränk zu brauen verstanden. In Val Müstair heisst der Vogelbeerbaum *malfö*. Der darin enthaltene Stamm *\*mal-* beherrscht weite Teile Oberitaliens. Vgl. dazu *Dicziunari Rumantsch Grischun* Bd. 4, S. 343.



Mehlbeerbaum

20. Der *Mehlbeerbaum, Sorbus aria* und der *Alpenmehlbeerstrauch, Sorbus chamaemespilus, auch Zwergmispel* genannt sind beide in weiten Teilen Graubündens nebeneinander beheimatet, wobei ersterer, oft ein Baum von beträchtlicher Höhe, die tieferen Lagen beherrscht und die obersten Talstufen ganz meidet, während umgekehrt der schwachwüchsige Alpenmehlbeerstrauch sich weit in die Alpentäler hineinwagt, aber in den wärmeren Talstufen seltener ist. Die Früchte, kleine orange- bis tiefrote Beeren mit mehligem Fleisch gleichen sich stark sowohl in bezug auf ihre Gestalt als auch auf den Geschmack. Dies bedingt, dass sich die beiden Arten auch in der Nomenklatur weitgehend teilen. Infolgedessen ist es bei schriftlichem Auftauchen des blossen Namens oft nicht möglich zu entscheiden, welche Art eigentlich gemeint ist. Daher werden hier die zwei nahe Verwandten zusammen betrachtet.

Der älteste Name ist engadinisch *flötna, faglüda*, mittelbündnerisch *fnedla, figlierna* usw., alle für die Alpenmehlbeere, surselvisch *fignecla* für die gemeine Mehlbeere. Der Baum bzw. Strauch heisst entsprechend *flötner, fignicler* usw. Sehr alt muss auch die nur für Sor-

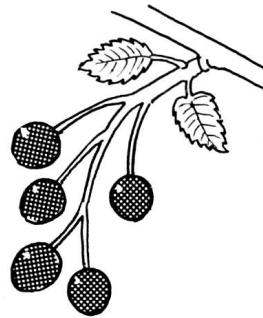
bus aria bezeugte Bezeichnung *soura*, dazu für den Baum *surér*, *suretscha* in Teilen Mittelbündens sein. Gelegentlich wird für die Beere auch *farinarsa* angegeben. Eine Zusammensetzung mit *farina* «Mehl» ist münstertalisch *farinaunguel*, wörtlich «Engelsmehl». Früher sammelte man die reichlich anfallenden Mehlbeeren (besonders *Sorbus aria*) als Schweinefutter. In der Surselva aber bereitete man daraus auch die *petta figneclas*, den «Mehlbeeruchen». In Disentis tat man gelegentlich Maulbeeren an Stelle von Rosinen oder Sultaninen ins Brot. «Im Hungerjahr 1817 soll die Alpenmehlbeere von der Zernezener Bevölkerung mit Mehl vermischt zum Brotbacken verwendet worden sein.» (So nach Brunies, Flora des Ofengebietes S. 115).

Unser primäres sprachliches Interesse gilt der Sippe *flötina*, *faglūda*, *fignecla*. Sie ist für die Alpenmehlbeere auch in Val Calanca und im Bergell in mancherlei dialektalen Formen vertreten. Die aus der Fülle von romanischen und alpinlombardischen Varianten herauschälbare Urform des zweifellos vorrömischen Alpenwortes lautete einst etwa *\*finutula*, ein Typus, dessen Anknüpfung an andere alte Pflanzennamen bisher nicht gelungen zu sein scheint.

Ein interessantes Zeugnis für rätsche Eigenständigkeit ist auch mittelbündnerisch *sura*, *soura* für die Frucht von *Sorbus aria*. Es beherrscht das ganze Gebiet von Bergün bis Feldis. Im gleichen Gebiet wurde daraus für den Baum die Form *surér* abgeleitet. Daneben aber lebt im Schams, am Heinzenberg und im Domleschg *suretschas*, gebildet mit dem Suffix *-icea* wie *saletscha* aus *salicea* zu lateinisch *salix* «Weide». In Feldis/Veulden sagt man: *Blea suretsch*, *poc garnetsch*, «gibt es viel Mehlbeeren, so ist die Kornernte mager». Auf die Alpenjohannisbeere wurde in Mon eine Ableitung *sourettas* übertragen.

*Sura*, *soura* ist verwandt mit lateinisch *sorbus*, woraus für die Frucht eine weibl. Form *sorba* gebildet wurde. Diese verbreitete sich über ganz Italien, Frankreich und Spanien. In Rätien aber herrscht ein Typus *\*sora*. Ob sich dieses *sora* aus *sorba* spontan weiterentwick-

elte, oder ob man, wie ich eher glaube, mit einem urverwandten rätischen *sora* rechnen muss, bleibt noch abzuklären.



Traubenkirsche

21. Die Traubenkirsche, *Prunus padus*. Von unserer Edelkirsche, *Prunus cerasus*, weiss man, dass sie samt ihrem Namen aus Kleinasien über Griechenland und Italien bis in den germanischen Norden einwanderte. Die Traubenkirsche dagegen ist echtes alpines Eigengewächs. Sie ist essbar. Als die Meliorationen unserer alten Fluren noch nicht herausgeputzt hatten, fand man sie massenhaft auf Ackerrainen und zusammen mit anderem Laubholz und Gesträuch auch auf den von unseren Vorfahren aus dem Ackerland zusammengetragenen Steinhäufen, romanisch *muschnas*. Zur Zeit der herbstlichen Ackerbestellung taten sich die Kinder an den schwarzen, herb schmeckenden und doch süssen Beeren gütlich, und die Erwachsenen gönnten sich auch etwas davon. In Menge genossen würgten die «Kirschelein» wie Mostbirnen, galten aber allgemein als gesundheitsfördernd. Das zähe Holz eignet sich für mancherlei Geräte und Werkzeuge, wird aber mancherorts vermieden, weil man glaubt, es locke Wanzen an. Auch das Gegenteil wird etwa behauptet; es soll Läuse vertreiben. Um das Wiesel vom Milkeller im Maiensäss fernzuhalten, legt man einen Zweig neben die Milchsatten. Der als unangenehm empfundene Geruch des Holzes und besonders der Rinde ist wohl für die deutschen Namen *Fuulbaum*, dazu *Fuulbeeri* verantwortlich. Auch magische Vorstellungen sind mit der Traubenkirsche verbunden. Auf der rauhen, gefurchten Oberfläche der Steinchen sehe man den

Gekreuzigten. Daher schützen sie vor allem Übel. Blühende Zweige legt man in Ladir am Fronleichnamfest am Prozessionsweg nieder, lässt sie in der Kirche weihen und nimmt sie nachher ins Haus und in den Viehstall zum Schutz gegen Blitz und Donner.

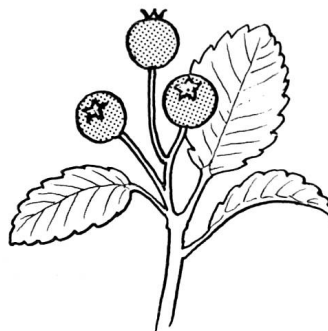
Der bündnerromanische Name ist *alossa* im Engadin, *lossa* in Mittelbünden, *laussa* in der Surselva. Er lebt mancherorts zähe im germanisierten Teil der Rätoromania weiter, so als *Laussa* in Obersaxen, *Losi* im Churer Rheintal und erscheint ausserhalb Graubündens als *Malauscha*, *Malausa* im St. Galler Oberland und als *Lasi* im Kanton Glarus. Alle diese Formen weisen auf einen vorrömischen Stamm *\*alausa*, dessen geographische Verbreitung östlich des Gotthard, wenn auch z. T. auf andere Beerensträucher und Bäume bezogen, bis ins Friaulische reicht. Gesichert ist auch der Zusammenhang mit dem westalpinen und galloromanischen *alisa* (*Sorbus aria*). Eine derart imponierende Dominanz eines Namens im ganzen Alpengebiet ist nur verständlich, wenn man seinen Ursprung in Zeiten antiker Völkerwanderungen zurückverlegt und die Bedeutung der Namenträger als Nahrungs-, Heil- und Genussmittel in Rechnung stellt.

22. Der *Schwarzdorn*, *Prunus spinosa* fehlt nur in den obersten Talstufen Bündens, gedeiht aber im übrigen Gebiet besonders an Trockenhängen umso üppiger. Die kleinen kugelrunden Pflaumen sind fürchterlich sauer, werden aber nach einigen Herbstfrösten geniessbar. Im Engadin weiss man, dass die Schlehen erst reif sind, wenn sich die Lärchen verfärben. Als Regel gilt: *Bleras parmuoglias*, *bler sejel*, viele Schlehen künden eine gute Roggenernte an. In Alvagni sammelten die Schulkinder diese Früchtchen, um sie während der Pause zu essen.

In ganz Romanischbünden kennt man die Schlehe unter dem Namen *parmuoglia* (Unterengadin), *parmuoglia* (Mittelbünden und Surselva). Im Prättigau (so in Schiers, Jenaz, Fideris) erhielt sich bis heute *Parmollja*, in Furna *Pernüllia*. Scherzend nannte man die gering geschätzte Frucht im Domleschg «*Heinzenber-*

*ger Palögli*», in Lantsch *favetta da Son Tgalester* «Böhnchen des Hl. Calixtus (Kirchenpatron von Brinzouls).

Grundform ist ein Diminutiv von lateinisch *prunus*, bezw. *\*pruma* statt *pruna*, nämlich *prunucula* «Pfläumchen».



Felsenbirne

23. Die *Felsenbirne*, *Amelanchier ovalis*. Der unansehnliche Strauch, der gut exponierte Felspartien bevorzugt, fesselt unseren Blick im Frühjahr, wenn er sich in sein weisses Blütenkleid hüllt. Die aparten Blüten und die hellen, filzigen Blätter haben ihm am Vierwaldstättersee, aber auch im Tirol und in Bayern Namen wie *Edelweissbaum*, *Wildes Edelweiss* eingetragen. Viel verbreiteter sind die Bezeichnungen, die von den Beeren ausgegangen sind: *Steinbeerli* in der deutschen Schweiz, *Schrofa-beer* im Vorarlberg, *Herrgottsbiireli* in Mels. Wer einmal die unscheinbaren blauschwarzen Früchtchen versucht hat, ist verblüfft von ihrer Süssigkeit und von ihrem mit keinen anderen Beeren vergleichbaren Aroma. Nicht umsonst heisst der Strauch mancherorts in Deutschland *Rosinenstrauch*, auch *Korinthenbaum*. Heute kennen auch die meisten Kinder der Landbevölkerung diese Beeren kaum mehr. Höchstens Hirtenbuben pflücken sie noch; früher aber jagte man sie einander förmlich ab, und auch die Erwachsenen verachteten sie nicht. Im Sursés waren die getrockneten Beeren eine beliebte Zutat zu Birnbrot. In Domat/Ems war es üblich, für die St. Anna-Prozession nach Bonaduz Brötchen zu backen, die frische Felsenbirnen anstelle von Rosinen enthielten. Das alles und vieles andere zeugt dafür, dass

die Beere seit ältester Zeit bekannt gewesen sein muss.

Einen schlüssigen Beweis liefert deren romanischer Name. Er lautet im Engadin *atschispa*, im Albulatal *schieschlas*, im Surmeir *schisplas*, in der Surselva *suspidaunas*. Das Wort lebt im seit langem deutschsprachigen Tamins in der Form *Spadonis* fort. Eine Fülle weiterer dialektaler Varianten verzeichnet der Dicziunari Rumantsch Grischun (Band 1, S. 502 ff.). Hier sei festgehalten, dass im Schanfigg eine Form *Zischpi* weiterlebt, die mit *schisplas* des Sursés und *atschispa* des Engadins identisch ist. Das unscheinbare Beerchen hat uns also den Beweis erbracht, dass die längst erloschene romanische Sprache an der Plessur und damit wohl auch des Prättigaus dem Mittelbündnerischen und Engadinischen in gewissen Punkten näher stand als dem Oberländischen, eine Tatsache, auf die oben bei der Erwähnung des prättigauischen *ampa* für Himbeere bereits hingewiesen wurde. Schauen wir über Graubünden hinaus, so finden wir Zeugen für diesen Beerennamen im Bergell, in Bormio und im Zentralladinischen. Als Wurzel ist *\*cisp-*, wahrscheinlich ein vorrömisches Wort, anzunehmen.

✓ 24. *Der Wacholderstrauch, Juniperus communis* und var. *-nana* ist überall häufig und allgemein auch dem Namen nach bekannt. Die hochalpine Varietät steigt im Engadin bis auf über 3000 m hinauf. Als Weideverderber unbeliebt. Beim Wacholder, bündnerdeutsch Reckholder, haben Strauch und Beere (eigentlich eine Scheinbeere) im Rätoromanischen zwei sprachlich miteinander nicht verwandte Bezeichnungen, nämlich für den Strauch *gioc* (Unterengadin), *giop* (Oberengadin), *giop, giup* (Mittelbünden), *giup, gep* (Surselva). Die Beere heisst im Engadin *günaiver*, in der Surselva *geneiver*.

Der Strauch liefert im bäuerlichen Haushalt die Zweige, die man im Räucherraum auf die Glut legt. Das Geräucherte soll dadurch einen angenehmen Geschmack erhalten. Am Herdfeuer der Alpknächte zündet man sich die Pfeife mit einem Zweiglein an; das steigert den

Genuss. Im Oberengadin, wo die Übernutzung der Wälder im 17. und 18. Jahrhundert zu einem akuten Brennholzangel geführt hatte, gewann der Wacholderstrauch derart an Bedeutung, dass sich die Gemeinden gezwungen sahen, das Sammeln durch Vorschriften und Bussandrohungen zu reglementieren. In Guarda aber verpflichtete die Dorfordnung vom Jahr 1770 jeden Bürger, alljährlich mindestens ein Fuder Wacholderstauden zu sammeln, um dadurch die Alpweiden zu verbessern.

Die Beeren wurden von jeher als Arzneimittel und auch als Gewürz geschätzt. Erwachsene und Kinder behielten während des Bergheuens gerne einige Beeren im Munde. Sie wirkten erfrischend. Man sammelte sie aber auch als Medikament gegen Kopfweg, Atembeschwerden, Magen- und Darmbeschwerden, Nieren- und Blasenleiden usw. Von alledem hält man heute nicht mehr viel. Unangefochten aber ist immer noch das Ansehen des Wacholderschnapses, der freilich heute hierzulande nicht mehr gebrannt wird. In Österreich dagegen ist die Herstellung des dort *Kranewiter* genannten Schnapses noch bekannt.

Das Wort *gioc, giop* etc. bezeichnete einmal neben dem Wacholder auch andere niedere Sträuchlein, z. B. die Alpenrose. Der dafür erschlossene Wortstamm *\*juppo* hat in den alpinen Gebieten des Wallis, der Deutschschweiz, aber auch der Südschweiz, des Veltlins und Ostoberitaliens noch lebende Vertreter. Es handelt sich also auch hier um ein typisches Alpenwort, dessen Urform den Forschern einiges Kopfzerbrechen verursacht. Der Zusammenhang zwischen überliefertem gallischen *jupikellos*, westrätischem (?) *juppo*, etskändischem *\*jukwo* ist trotz intensiver Bemühungen immer noch unklar. Einwandfrei aber ist die Ableitung des Beerennamens *günaiver* aus lateinisch *juniperus*, das, soviel wir wissen, ausschliesslich den Wacholder bezeichnete.

Die Erforschung der Ernährungsweise urgeschichtlicher Völker kann auf mannigfaltigem Wege erfolgen. Aus den überlieferten Texten, Inschriften und Bildern der Kulturvölker lässt

sich in systematischer Kleinarbeit deren Speisezettel einigermaßen rekonstruieren. Wo solche Quellen fehlen, können Bodenfunde weiterhelfen. Knochenfunde melden, welche Tiere gejagt oder gehalten wurden. Verkohlte Sämereien, ja Speisereste gestatten Rückschlüsse auf die pflanzliche Ernährung. Für alles, was der Mensch verzehrt, hat er von jeher auch einen Namen, ein Wort gehabt. Viele davon überdauern Jahrtausende. Die Anthropologie, die Erforschung der Menschheitsgeschichte, kann also durch die Philologie, die Erforschung der Sprachgeschichte, sehr wesentliche zusätzliche Erkenntnisse gewinnen. Dazu zählen die eingangs erwähnten Erkenntnisse über die Einwanderungswege unserer Obstbäume.

Wir haben hier versucht darzulegen, welchen Beitrag die Namen unserer alpinen Zuckerspender zur Kultur- und Sprachgeschichte Rätiens zu leisten vermögen. Es ist vor allem die Erkenntnis, dass von den zwei Dutzend in Graubünden vorkommenden Beerenpflanzen mit geniessbaren Früchten rund die Hälfte Namen tragen, die aus den sprachlichen Urschichten des Alpengebietes stammen. Es sind dies *alossa* (21), *ampa* (1), *atschispa* (23), *culaischem* und *Gürgetsch* (19), *fağlüda* (20), *frosła* (5), *gialüda* (7), *giop* (24), *muosch* (14), *muschin* (12), *Pargaucla* (14), *uzua* (11), *uzun* (6), dazu vermutlich *rimigia* (17), *schorlet* (3), *soura* (5). Aus dem lateinischen Wortschatz stammen *amura* (2), *bursin* (8), *fraja* (4), *günaiver* (24), *lantern*, *lantagen* (17), *parmuoglia* (22), *soura?* (20), *sterpin* (14). Einer bestimmten Sprachgruppe schwer zuzuordnen sind *tgagiastretg* (16), *vinegia* (10), dann das deutsche *Budler* (9). Durch Vermittlung der Walser kam das frankoprovenzalische *Grifla* (7) nach Deutschbünden. Die romanischen und alemannischen Bildungen der jüngsten Sprachschicht, etwa *farinarsa* (8), *Durstbeeri* (10) usw. eignen bezeichnenderweise jenen Beeren, die eine geringere Bedeutung haben.

Wieviel altes Wortgut durch junge Prägungen überlagert wurde und in Vergessenheit geraten ist, kann man nur ahnen. Erstaunlich ist

die Erkenntnis, dass nicht weniger als ein Drittel der vordeutschen Namen, die im heutigen Deutschbünden zur Zeit des Überganges vom Rätoromanischen zum Alemannischen lebten, diesen Sprachwandel zähe überstanden und in die deutschen Mundarten aufgenommen wurden. Es sind dies *Ampa* (1), *Falgganas* (4), *Losi* (21), *Pargauggla* (14), *Permollia* (22), *Pfrosła* (5), *Spadonis* (23), *Suffa* (11).

Ein wesentliches Anliegen der historischen Sprachgeographie ist die Abgrenzung der Verbreitungszonen der Alpenwörter und deren kartographische Darstellung. Unsere bündnerischen Beerennamen würden in einem solchen Atlas neue Stützen für die Überzeugung liefern, dass der Gotthard im Altertum eine feste Grenze zwischen keltischen und rätischen Völkern gewesen sein muss. Er würde auch zeigen, dass das Münstertal lexikologisch eine unverkennbare Affinität mit Zentralladinien besass, dass also der Ofenpass die Grenze zwischen Osträtien und Westrätien bildete.

Die wissenschaftliche Aussagekraft der Beerennamen ist erstaunlich. Dass ihrer so viele Zeitspannen von 2000, ja 3000 Jahren überdauerten, beweist ihre Bedeutung als Teil der Ernährungsbasis unserer Vorfahren. Der Zuckermangel, dessen Wirkung die Kinder besonders empfindlich verspürten, schärfte ihren Sinn für die Gaben der Beeren und prägte auch deren Namen tief in das Sprachbewusstsein ein. In unserer Zeit mit ihrer hochtechnisierten Landwirtschaft, ihrer Lebensmittelindustrie mit einem Überangebot an Genussmitteln kann man viele dieser natürlichen Zuckerspender samt ihren Namen vergessen. Ihrer Geschichte nachzuspüren aber bleibt ein spannendes Unterfangen.

NB. Von der benutzten Literatur seien hier die hauptsächlichsten Werke erwähnt:

Dicziunari Rumantsch Grischun Bd. 1–8.

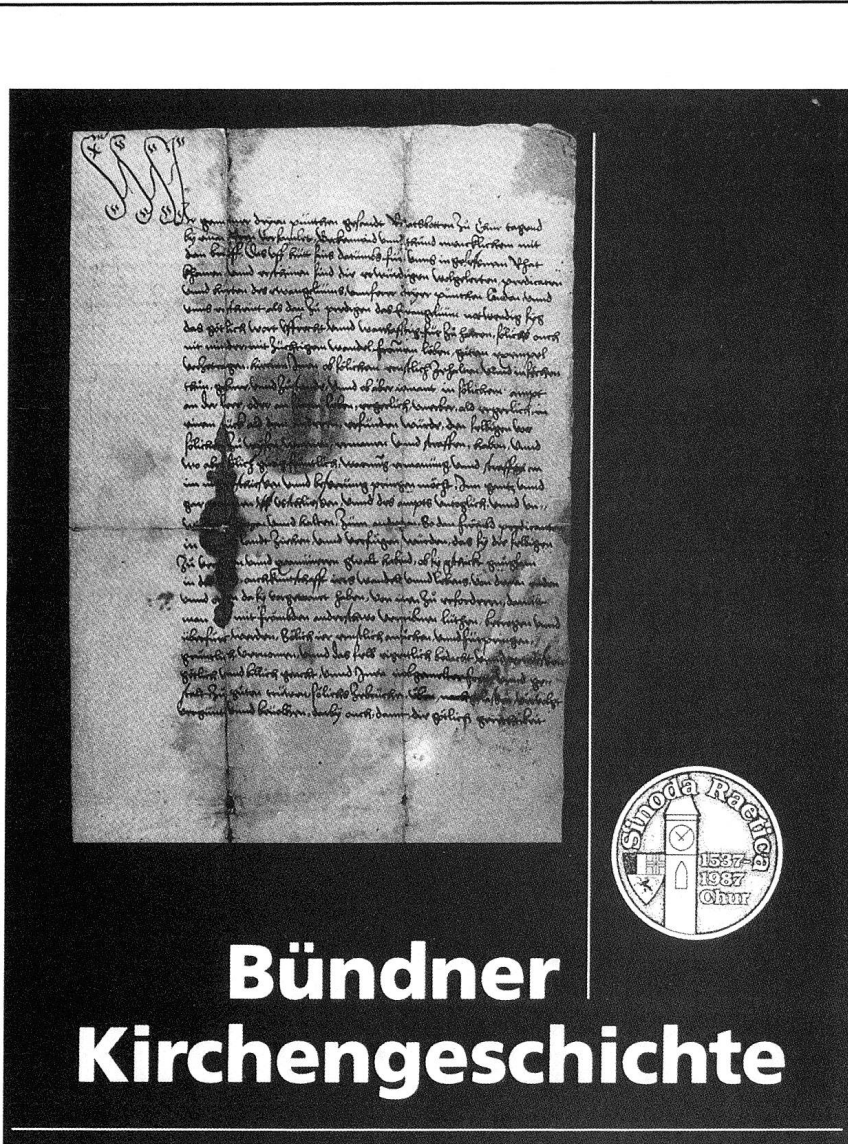
Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.

H. Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.



V. Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia dolomitica.  
E. Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens.

C. Schröter, Pflanzenleben der Alpen.  
Mitteilungen von  
Pfr. Duri Gaudenz, Lavin, und besonders von dipl. Forsting. ETH Nicolin Bischoff, Ramosch.



Sammelband Ganzleinen, 516 Seiten, Fr. 87.–

Zu beziehen bei Ihrer Buchhandlung  
oder beim Verlag Bischofberger AG, Chur  
Telefon 081/22 12 22